

Eugen Drewermann

# Giordano Bruno oder Der Spiegel des Unendlichen

**topos premium**

## Über das Buch

„Mit größerer Furcht wohl spricht ihr mir das Urteil, als ich es empfangen.“ Mit diesen kühnen Worten nahm Giordano Bruno (1548–1600) seine Verurteilung zum Feuertod entgegen. Eugen Drewermann wählt die letzten Tage Brunos im Gefängnis als Rahmenerzählung, um in Gestalt eines packenden Romans in Leben und Denken des großen Naturphilosophen einzuführen. Geschickt fügt er darin Originaltexte ein, die uns den Denker der Unendlichkeit des Universums nahebringen.

## Über den Autor

**Eugen Drewermann**, geb. 1940, ist Theologe, Psychoanalytiker und Schriftsteller mit internationaler Reichweite sowie gefragter Referent. Seine zahlreichen Bücher sind Bestseller.  
Informationen zum Autor.

**Verlagsgemeinschaft topos plus**

Butzon & Bercker, Kevelaer

Don Bosco, München

Echter, Würzburg

Lahn-Verlag, Kevelaer

Matthias Grünewald Verlag, Ostfildern

Paulusverlag, Freiburg (Schweiz)

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Tyrolia, Innsbruck

**Eine Initiative der****Verlagsgruppe engagement**

**[www.topos-taschenbuecher.de](http://www.topos-taschenbuecher.de)**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8367-0030-6

E-Pub 978-3-8368-6083-6

2017 Verlagsgemeinschaft topos plus, Kevelaer

Das © und die inhaltliche Verantwortung liegen beim

Matthias Grünewald Verlag, Ostfildern

Umschlagabbildung | Cineberg/Shutterstock.com

Einband- und Reihengestaltung | Finken & Bumiller, Stuttgart

Herstellung | Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

# Blätter im Wind

**S**ie haben mir Papier gegeben, genau 300 Blatt, eine Feder, Tinte nebst Streusand. Warum? Acht Jahre lang habe ich sie darum gebeten. Heute ist Weihnachten. Aber das ist für sie kein Grund. Noch sieben Tage, dann beginnt ein neues Jahrhundert. Offenbar haben sie meinen Tod beschlossen, und diese 300 Blatt sind meine Henkersmahlzeit. Häppchenweise, täglich 50 Seiten schreibend, soll ich mich auf mein Ende vorbereiten. Ein chinesisches Feuerwerk wird ihnen das neue Säkulum nicht hell genug einleuchten; sie brauchen das Licht meines Scheiterhaufens, um sich und aller Welt zu zeigen, dass es kein neues Zeitalter gibt noch jemals geben darf.

O mein Gott, was haben sie aus mir gemacht, dass eine kleine Geste des Wohlwollens mich auf solche Gedanken zu bringen vermag. Endlich geben sie mir, was ich möchte, und statt dankbar zu sein – diese Gedanken des Misstrauens und der Angst! Doch war es denn je anders? Als sie mir im Dezember des letzten Jahres Schreibmaterial übergaben, um eine Art Geständnis aus meiner Feder zu bekommen, geschah auch dies nur, um endlich die Hinrichtung aussprechen zu können; dann freilich mussten sie acht Monate lang in meinen Papieren herumlesen, bis dieser Wichtigtuer Kardinal Bellarmin endlich am 24. August den Häresievorwurf erneuern konnte. Noch vor vier Tagen haben sie mich vorgeladen. Ich lehre keinerlei Glaubensirrtum, habe ich gesagt. Doch sie wissen es besser.

Angst? Nein, ich bin froh, wenn alles vorüber ist. Waren denn nicht stets ihre Taten weit schlimmer als all meine Erwartungen? Schon lange weiß ich nicht mehr, was Tod ist, was Leben. Ja, ich weiß nicht einmal mehr, was Liebe ist, was Hass. Alle Begriffe haben sich mir verwirrt. Dabei haben sie gar nichts getan. Sie haben mich nur eingesperrt wie einen Vogel, den man gut wartet, wohl-

versorgt mit Nahrung und Wasser. Aber ein Vogel, der nicht mehr fliegen darf, kümmerst dich, und ich, was war ich anderes als der Wille, ins Grenzenlose zu fliegen? Nur deshalb war ich ihnen gefährlich.

Ich *war* es. Würden sie mich heute freilassen, so würde ich merken, dass ich keine Flügel mehr besitze. Schon vor zwei Monaten, es war der 21. Oktober, habe ich ihnen definitiv erklärt, es gebe für mich nichts zu widerrufen. Es hat mich alle Kraft gekostet. Es wird gut sein, wenn sie mich *jetzt* umbringen. Sie hatten, wird in alle Zukunft alle Welt sagen, vor den Gedanken des Giordano Bruno mehr Angst als dieser vor seinen Henkern; und niemand wird wissen, wie hohl die Frucht längst war, die sie doch noch glauben zerstoßen zu müssen.

Ich bin nur noch müde. Ich bin nur noch leer. Ich bin in den letzten acht Jahren gealtert wie durch achthundert Jahre. Aber warum nicht: Vielleicht braucht es noch achthundert Jahre, bis man versteht, was ich vor mir sah, ohne es jemals verstehen zu können. Mit wem sollte ich auf diesen Blättern reden? Den Gefallen werde ich ihnen nicht tun, dass sie nachlesen könnten, was ich in den letzten Tagen gedacht habe, kläglich widerrufend oder mutig bestätigend, – so oder so werden sie sich im Recht fühlen. Nein, ich werde diese Blätter mit auf den Holzstoß nehmen, sie werden mich wärmen und mir helfen, glühender zu verbrennen; doch zuvor sollen sie mir selber ein wenig Licht schenken. Auf diesen Seiten muss ich mir noch einmal, ein letztes Mal, klarwerden über mich selber: wer ich bin, jetzt und endgültig.

Was ich hier schreibe, ist ein Testament. Doch geschrieben ist es nur für mich selbst. Ich selbst werde das Einzige sein, was ich der Nachwelt zu hinterlassen habe. Ich verfüge über keine neue Theorie – man hat mich gehindert, sie zu erstellen. Ich besitze keine neuen Erkenntnisse und Beweise – wie sollte ich sie in diesen Mauern gewinnen? Ich habe nur meine Vision. Sie war mein Leben. Sie ist mein Tod. Sie ist alles, was ich bin – eine Sehnsucht und eine Evidenz. Mehr nicht. Doch ich weiß, dass sie bleiben.

O, ich möchte sprechen mit den Menschen, die in achthundert Jahren sind, oder wenigstens mit denen, die in vierhundert Jahren leben werden – im Jahre 2000, wenn ein neues Millennium anbricht. Wer werden sie sein? So wenig wie die Seele eines Menschen, so wenig vergeht, was je Geist war. Ich war Geist. Und ich bin Seele. So möchte ich diese 300 Blätter beschreiben als ein stummes Vermächtnis durch die Jahrhunderte. Ich werde sie so eng beschreiben, wie ich es mit meinen kalten, gichtig gewordenen Händen noch vermag, ungeübt in den zierlichen Buchstaben von einst, doch gut genug lesbar für nächtliche Augen, für Geisterseher und Traumwandler, für schlaflose Seelen gleich mir.

Eines Traums meiner Kindheit entsinne ich mich: Ich liege im Bett, dicht an der Wand eines winzigen Schlafgemachs, das den Eindruck eines Kaninchenstalles erweckt. Ich halte die Bettdecke bis dicht an die Lippen gezogen, wie um einen lautlosen Schrei zu verpressen, die Augen krampfhaft verschlossen, als würde ich, wenn ich sie öffnete, etwas Furchtbares zu sehen bekommen, oder, vielmehr, als wäre das Öffnen meiner Augen der eigentliche Grund dafür, dass dieses Furchtbare sich unfehlbar ereignen würde. Ich öffne sie trotzdem und sehe, wie das Dach der Kammer langsam weggehoben wird. Es steht zu befürchten, dass im nächsten Augenblick eine Riesenhand mich aus dem Bett holen wird, mich zu erwürgen. Doch nichts dergleichen geschieht. Als ich mich wieder beruhige und in das Dunkel starre, das mich umgibt, flimmern über mir unzählige Sterne, tanzend, wie trunken, als lachten sie mich aus.

In gewissem Sinne bin ich von diesem Traum meiner Kindheit nie mehr erwacht. Auch zwischen Traum und Wirklichkeit weiß ich nicht „wirklich“ zu unterscheiden. Ich weiß nur gegenüber all denen, die vermutlich vor einigen Tagen meine Hinrichtung beschlossen haben: die Ängste meiner Kindheit binden mich nicht mehr. Ihr seht in mir einen freien Menschen. Wem die Welt, kaum dass er ein Kind ist, erscheint wie ein Alptraum, warum sollte der nicht berufen sein, den Alptraum der Kindheit für die Welt zu erklären? Was, wenn ihr Gott sagt, meint ihr denn wirklich außer

dem Inbegriff all euerer Ängste? Sie betet ihr an; sie mäset ihr mit dem Blut immer neuer Opfer. Die Wahrheit? Kennt ihr sie? Ich kenne sie nicht. Ich weiß nur, dass ich meine Ängste für die Welt aufgespart habe, und ich darf ehrlich behaupten: so vermessens war ich niemals, Gott mit meiner Angst zu verwechseln. Im Gegenteil, ich habe gelernt, meine Angst vor der Welt zu überwinden durch ein Vertrauen in etwas, das ich niemals gesehen habe, doch das mich gewiss auch noch niemals ausgelacht hat.

Nennt ihr das Gott?

Wenn es ihn gibt, so ist er vielleicht mein einziger Leser. Um etwas auf diesen Seiten schreiben zu können, brauche ich die Vorstellung von jemandem, der mir zuhört. Ich weiß, dass da niemand sein wird. Doch die Flammen des Scheiterhaufens werden einen Wind entfachen, der diese Blätter forttragen wird durch die Jahrhunderte. Für die Augen meiner Henker werden sie nichts sein als Asche. Aber es wird immer wieder Menschen geben, die keine beschriebenen Blätter brauchen, um richtig zu lesen. „Was ging vor sich, damals in jenen letzten Tagen vor dem Neujahrsfest des Jahres 1600 in jenem Kerker der römischen Inquisition, dem alten Palast des Kardinals Pucci in der Nähe von St. Peter, da man Giordano Bruno gefangen hielt?“ Wer so fragt, beginnt wie von selbst alles zu verstehen, was ich in den folgenden Tagen, so gut es noch geht, zu Papier bringen werde. Doch auch wenn niemals jemand so fragen sollte – erlesen und erhören wird mich doch er, der da Geist ist in allem und der wollte, dass auch ich bin als ein verlöschender Beitrag zu seinem Ruhm. Dies, so gut ich es konnte, wollte ich sein, mehr jedenfalls, wie ich glaube, als meine Peiniger. Doch was kommt es darauf an, jetzt noch?

# 26. Dezember

## *Schwalben über der Stadt*

Sonderbar, wie ruhig ich diese erste Todesnacht durchschlafen habe. Wie üblich hatte ich mich mit dem Sonnenuntergang auf die Pritsche gelegt, und offenbar bin ich bald eingeschlafen. Ich muss wirklich sehr müde sein. Dieses Verschimmeln bei lebendigem Leibe innerhalb der feuchtkalten Wände, von denen die Tünche blättert! Selbst die Laken sind klamm; man muss ihre nässende Kälte immer erst mit dem eigenen Körper abtrocknen, ehe das schüttelfrostartige Frieren aufhört. Zusammengekauert sitze ich vor meinem Tisch und spüre bereits, wie die angesammelte Wärme der Nacht sich wieder an den Raum verliert. Ich müsste mich mehr bewegen. Doch wozu? Sie geben mir an Nahrung gerade so viel, dass ich davon überleben kann; ich darf das bisschen Energie nicht vergeuden. Ich, dem sie vorwerfen, maßlos zu sein, muss mich in allem wohltemperieren – ein planvolles, maßvolles, abgezwecktes Leben, so lieben sie es.

Ich trete ans Fenster und schaue in den Sonnenaufgang. Dieser kleine Spalt in der Mauer ist mir geblieben; er ist mein kostbarster Besitz: Er gibt mir, so eingeengt auch immer, den Blick auf den Himmel frei. Und ich sehe die Sonne. Vor dem grünblauen Seidentuch eines frostig kalten Wintermorgens erhebt sie sich rotglühend, dem bloßen Auge noch gerade erträglich. Wie ich diese zwei Stunden am Morgen liebe, in denen die Sonne in meinen Kerker scheint! Die Augen geschlossen, halte ich mein Gesicht in ihre Strahlen und warte. Bald wird der Glutball sich gelblich verfärben und übergehen in ein gleißendes Weiß. Ich kann die Verfärbung auf der Haut spüren, und ich genieße sie. Wärme. Inmitten einer grenzenlosen Einsamkeit streichelst Du mich, gelieb-

te Sonne, die Du so reich bist, eine ganze Welt zu erleuchten. Ich mag nicht mehr beten. Doch die Dankbarkeit für die Sonne ist mir geblieben. Über den Dächern der Stadt vibriert das Morgenläut der Kirchen. Der zweite Weihnachtstag. Das Fest des Erzmartyrers Stephanus. O ihr, die ihr den Propheten Denkmäler baut und damit doch nur zeigt, dass ihr die Söhne der Prophetenmörder seid ... Nein, ich will so nicht denken.

Aber die Dächer der Stadt. Ein Traum fällt mir ein. Ich sollte mir meine Träume genauer merken und sie aufschreiben. Träume sind eine andere Art des Denkens, und mein Kopf ist ohnedies zu einer klaren Gedankenführung noch nicht imstande. Ein wenig Frieren und Zittern genügt, um einen Menschen um den Verstand zu bringen. Was sind wir nur für Wesen! Die Dächer der Stadt ...

Ja, so war es: Ich stehe in einer großen Halle, einem rötlichen Ziegelbau, der mich an die Thermen des Caracalla in Rom erinnert oder an eine Hallenkirche, aus der das Allerheiligste entfernt wurde. Der Raum ist eigentlich sehr eng und doch wie dehnbar offen nach allen Seiten. Dicht gedrängt, aber ohne sich zu berühren, gehen Leute, alles Männer, in der Halle auf und ab, manche mit Weingläsern in den Händen, als finde hier eine verschwiegene Feier statt. Ich kann ihre Gesichter nicht sehen. Alles versinkt in einem rauchigen Blau, das selbst die Wahrnehmung der Wände fast unmöglich macht. Beinahe erschrocken, merke ich, dass ich eine Schwalbe in den Händen halte. Meine beiden Hände sind nestartig um sie gebreitet, aber ich spüre, dass sie ins Freie möchte. Ihre Füßchen krallen sich um meinen Zeigefinger, ihre Flügel zittern, ihr Herz schlägt wie wild. Ich werfe sie mit beiden Händen in die Luft, und sogleich in einem rasenden Schwirrfly pfeilschnell schießt sie hin und her, dicht über meinem Kopf, als wollte sie sich einen Moment lang noch bei mir bedanken; dann plötzlich schwingt sie sich mit einem pfeifenden Ton in die Höhe und entschwindet meinem Blick. Ich sehe mit einem Mal viele Schwalben in dem Raum umherflattern, eine von ihnen muss meine Schwalbe sein, doch ich kann sie nicht mehr erkennen. Fast wehmütig blicke ich hinauf und frage mich, wohin die Schwalben

wohl fliegen und woher sie gekommen sind – ich entsinne mich, dass es im Traum diese Reihenfolge der Fragen war: wohin und woher, die sich mir stellte, und dass ich versuchte, das rauchgraue Gewölk zu durchdringen, das den ganzen Raum erfüllte. Hatte die Halle eine Decke, oder war sie nach oben hin offen? Das wollte ich wissen, aber es war nicht zu sehen. Wohl ließ der ersticken- de Qualm im Inneren zwischen den Wänden einen geschlosse- nen Raum vermuten, dessen Ausgänge verriegelt und dessen Fenster, wenn überhaupt vorhanden, seit langem nicht geöffnet worden waren – die Decke dieses Raumes musste sogar sehr tief herabrei- chen; es konnte aber natürlich auch sein, dass von außen her Rauch in das Innere geblasen wurde oder dass dieser blaugraue Nebel, der aussah wie der Qualm jenes neuen Imports, den man Tabak nennt, nichts weiter war als ein winziger Teil des natürli- chen Äthers draußen.

Doch sind das noch Überlegungen des Traumes selber oder schon meine Überlegungen über den Traum? Wann träume ich, wann denke ich, es ist so schwer zu unterscheiden. Und doch habe ich das deutliche Gefühl, als enthalte dieser Traum eine dringen- de Botschaft an mich oder als mache er zumindest etwas Wesent- liches an meinem Leben deutlich. Aber was? Ich brauche wohl nur im Halbwachen weiterzuträumen, um es herauszufinden, d. h., ich werde überhaupt nichts tun, um etwas herauszufinden, ich werde ganz einfach mich treiben lassen.

Ein rauer Frühlingmorgen im Jahre 1578; der entscheidends- te Tag meines Lebens. Es ist mein 30. Geburtstag. Da stehe ich am Strand der kleinen Fischerstadt Noli an der Riviera di Ponente. Ich wollte mir ein paar Stunden nachdenklicher Einsamkeit gön- nen. Ein kalter Wind weht an diesem Tage vom Meer herein. Un- ter einem grau verhangenen, regenwolkigen Himmel dehnt sich das Meer, wie es in immer neuen Anläufen, schaumkronenbe- wehrt, gegen das Ufer bricht. Da dringt aus einem schmal aufrei- ßenden Band zwischen den Wolken die Sonne hervor, breitet ihre Strahlen, segnenden Händen gleich, über die Flut, reflektiert sich in einem glitzernden Punkt im Zentrum des Horizonts und wirft,

scheinbar von dorthier, einen Streifen gleißenden Lichts vor sich hin, der wie ein schmales Teppichband hinüberreicht bis zu mir selbst. Und seltsam: dieser Schimmer silbernen Lichtes tanzt über den Wellen, gleitet hinab in die Täler, schwingt sich empor zu den Gipfeln ihrer rollenden Bewegungen, durchtränkt mühelos jedes winzige Bläschen des Schaums, das doch selber nichts ist als Wasser und Licht und leuchtende Schönheit, und sogar in den kleinen Lachen zwischen den Mulden geriffelten Sandes malt einen Moment lang die Sonne sich ganz. Es gibt keinen Ort, an dem sie nicht gegenwärtig wäre. Und doch wird sie voraussichtlich bald schon den Blicken wieder entschwinden. Nur um ein wenig braucht der Wind die Wolken wieder zusammenzudrücken, und dieses ganze gewaltige Schauspiel wird wieder verlöschen in einem einzigen Augenblick. Sogar ich selbst: ich brauche nur meinen Blickwinkel ein wenig zu ändern, und dieselbe Kaskade schimmernenden Lichtes erscheint mir im Wogen der Fluten gänzlich verändert. Was jetzt noch wie in dunklen Flecken schattenhaft daliegt, erglüht mit einem Mal selber so hell, dass es die Augen zu blenden vermag, während gerade die Stellen, die jetzt das Muster und Farbband dieses gleißenden Teppichs zu Füßen der majestätischen Sonne zu bilden scheinen, sich zurückverwandeln werden in die graugrüne Farbe des ruhelos rauschenden Meeres.

Selbst heute, mehr als 21 Jahre danach, kann ich nicht sagen, was in diesem Moment sich wirklich ereignet hat. Eine faszinierende, überwältigende Intuition durchflutete mich, formte sich in mir selbst als ihr eigener Widerschein zu der Evidenz einer unumstößlichen Wahrheit, durchrieselte meinen Körper in anfallartigen Wellen, als wollte sie meinen schon damals geschwächten Körper zersprengen, und ließ mich taumeln wie trunken.

Mag sein, all die Zeit davor in Bibliotheken und in unwürdigen Unterkünften, die mir als Schreibstuben, Nachtquartiere und manchmal, entkräftet wie ich war, auch wohl als provisorische Krankenzimmer hatten dienen müssen, hatte ich viel zu lange mich verhockt; zwei Jahre zuvor erst hatte ich den gottverdammten, scheinheiligen und blutgierigen Dominikanern den Rücken